

Zurück auf dem Boot

BERLINALE Markus Imhoof verknüpft in seinem Dokumentarfilm «Eldorado» Europa und die Flüchtlinge mit Erinnerungen an seine Kindheit. Gestern war an der Berlinale Premiere.

Als Kind hatte Markus Imhoof immer wieder den gleichen Traum. Er sass auf einem Boot in einer kochenden Griesssuppe und fürchtete sich, hineinzukippen. Mit der «Flüchtlingskrise» hat das erst noch nicht viel zu tun. Aber natürlich ist der 76-jährige Winterthurer ja auch der Regisseur von «Das Boot ist voll», dem Drama von 1980 über eine Schweiz, die Geflüchtete während des Zweiten Weltkriegs über die Grenze in den Tod schickte. Noch heute steckt darin der Zorn über eine organisierte Kälte, aber auch die Sympathie mit den kleinen Leuten, die halfen, wenn und wie sie konnten.

Beides, die Wut und die Erinnerung an Solidarität, haben Markus Imhoof angesichts der Frage, wie Europa heute mit seinen Flüchtlingen umgeht, wieder eingeholt und zu seinem neuen Dokumentarfilm gebracht.

Erinnerungen an Giovanna

«Eldorado» handelt von der grossen Schande und ihrer intimen Gegengeschichte. Diese besteht in Imhoofs Erinnerung an Giovanna, ein italienisches Strassenmädchen, das 1945 im Zuge der Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes von Imhoofs Eltern aufgenommen wurde. Dank der Aktion sollten sich kranke Kriegskinder, die Angehörige verloren hatten, in der Schweiz erholen. Imhoof zeigt Wochen-schau-Material: magere Kinder mit hoffnungsvollen Blicken. Giovanna wird 1946 nach Mailand zurückgeschickt. Die Imhoofs können sie noch einmal zurückholen, aber Giovanna stirbt sehr jung im Jahr 1950. Markus Imhoof war damals neun.

Seine Erinnerung an Giovanna ist die Erinnerung an die Kindheit, an Zeichnungen, Lieder und eben den Griesssuppentraum. Er führt seither imaginäre Gespräche mit einer Toten, und es gelingt ihm der delikate Versuch, das für den Film nachzuinszenieren, indem er Giovannas Sätze einer Sprecherin in den Mund legt. Dazu kommt ein Off-Kommentar, Imhoof denkt etwa an die Erleuchtung in der Kindheit zurück, als er merkte, dass es andere gibt, die zu sich selber «Ich» sagen, so wie er auch. Eine folgenreiche Erkenntnis für «Marcolino».



Ein Teil fürs Ganze: Markus Imhoof denkt in seinem Film «Eldorado» zurück, wenn er die Geretteten von heute sieht.

Foto: Majestic/Zero One Film / Peter Indergand

no». Was hiess das für das «Uns» der Familie, des Landes, dass es andere Ichs gibt, die uns erwartungsvoll anschauen?

Für Imhoof wird diese Entdeckung zu einer eigenen Philosophie des Universalismus. Und die Geschichte von Giovanna wird zum Gefühlskern von «Eldorado». Von da strahlen die Verbindungen in viele Richtungen aus. Zuerst ins Mittelmeer, zur italienischen Kriegsmarine und der Besatzung des Flaggschiffs San Giusto, die 2014, noch zur Zeit der Operation Mare Nostrum, Menschen vor der libyschen Küste aus Booten zieht. Imhoof begleitete eine Aktion, kurz bevor die Operation eingestellt wurde. Er dokumentiert den Stress der Retter und die Logistik-Maschinerie, die nötig ist, um Tausende Geflüchtete zu verarzten, zu verpflegen, zu klassifizieren.

Es sind so viele, sie sind erschöpft, wirken aber auch geduldig, abwartend. Noch im Bauch des Kriegsschiffs kommen sie zur Triage. Sie werden auf Krankheiten wie Krätze untersucht – eines

von mehreren Echos zwischen der Aktualität und der Zeit von Giovanna. Ein anderes sind die kaputten Schuhe, an die Imhoof zurückdenkt, wenn er die Kinder des Roten Kreuzes vor Augen hat. Die Schuhe, die er jetzt wieder filmt, wenn die Geretteten im Landungsboot in die San Giusto einfahren und das Welldeck bedeuten. Ein Teil fürs Ganze und ein Teil des Ganzen.

Im Wartezustand

Von Süditalien zieht «Eldorado» eine Route in die Schweiz. Über ein Aufnahmelaager in Apulien, wo Imhoof nach monatelangen Verhandlungen die Dreherlaubnis erhielt und auf Flüchtlinge traf, die im Wartezustand verharren, zielt die Linie zu den Schwarzarbeitern, die für ein paar Mafia-Euro Tomaten ernten. Sie zieht über die Grenze bei Chiasso, wo Imhoof einen dokumentarischen Glücksfall erlebt, den niemand erfinden könnte, sie kommt in die Kollektivunterkunft Riggisberg BE mit ihren ersticken Ziviltuchräumen,

sie landet irgendwann bei einer Befragung des Staatssekretariats für Migration.

Nicht alles ist zwingend an diesem Film, in dem es auch um Tomatenkonserven und Pflegeroboter geht. Er kommt zu einer Zeit, in der die ambitionierte Flüchtlingsdoku, von Gianfranco Rosi «Fuocoammare» bis Ai Weiweis «Human Flow», ein eigenes Subgenre in den Festivalprogrammen begründet hat. 2016 gewann «Fuocoammare» an der Berlinale den Goldenen Bären; 1981 bekam Imhoof hier auch den Silbernen Bären für «Das Boot ist voll».

Dass «Eldorado» gestern seine Premiere ausser Konkurrenz hatte, ist deshalb wohl als kuratorische Prävention zu verstehen. Seine Nachforschungen jedenfalls haben Markus Imhoof noch viel weiter geführt, vor allem zu den Hotspots im Libanon. Hinter seinem Bürotisch in der Wohnung in Kreuzberg, wo er seit längerem wohnt, hängen die bunten Post-its, die den Filmablauf aufschlüsseln, sie besetzen drei

Pinnwände. Es gebe eine fünfständige Schnittfassung, erzählt er beim Besuch. Aber irgendwann musste er zum Wesentlichen kommen, schliesslich ist Markus Imhoof kein Regisseur, der nicht merken würde, wenn er die Recherche mit dem Resultat verwechselt.

Intimer Zugriff

Das Wesentliche ist, ähnlich wie bei «More than Honey», der intime Zugriff. Es ist im Kern ein Gefühl, das aus der Kindheit kommt. Die Entdeckung, dass ein Uns keine Grenze ziehen soll. Der Verdacht, dass man trotz allem immer auf der sicheren Seite stehen wird. Die Gewissheit, dass, wenn man sich als Erwachsener an frühe Erinnerungen der Liebe hält, sich der Blick weitet, anstatt zuzumachen. Auch aus dem Grund, weil so jeder von uns eine reiche Vorstellung vom anderen hat und nicht eine Masse sieht, sondern Tausende von Ichs.

Pascal Blum

Im Kino ab 8. März.

Klang und Geräusch

ZÜRICH Man muss sich vertiefen wollen in diese Musik. Der Komponist René Wohlhauser macht keine Kompromisse. Nun hat er eine neue CD herausgebracht – und tritt auch in Zürich auf.

Am Anfang ist da nur ein gesungener Ton. Aber was heisst «nur»? Wie viel in diesem einen Ton steckt, wird klar, sobald die Perkussion ihn weiterwispert; sobald ein Cello seine tiefen Frequenzen entwickelt; sobald ihn weitere Instrumente in seine Obertöne auffächern. «Uom Raswéjke Nadak» heisst das Oktett, das René Wohlhausers aktuelle CD «Vocis Imago» eröffnet. Der Text ist in einer Fantasiesprache geschrieben, die Worte dienen sozusagen als Starttrampe für ihre instrumentalen Fortsetzungen (respektive saugen die instrumentalen Klänge in sich hinein). Auch wenn man so im eigentlichen Sinn kein Wort versteht – die Musik erschliesst sich unmittelbar.

Das ist keineswegs selbstverständlich bei Wohlhauser. Als Jazzer, Liedbegleiter oder Lehrer hat sich der 1954 geborene Basler zwar keineswegs nur in Nischen bewegt; aber als Komponist geht er keinerlei Kompromisse ein. Das funktioniert auch deshalb, weil er selbst als Bariton, Pianist, gelegentlich Perkussionist und Dirigent selbst sein wichtigster Interpret ist; dazu hat er mit der Sopranistin Christina Simolka und dem Ensemble Polysono Verbündete um sich, die sich mit seinen Werken auskennen.

Auf dem Grat

Es sind Werke, die sich oft auf einem Grat abspielen: zwischen Text und Musik, zwischen Klang und Geräusch, zwischen Ruhe und Bewegung. Wobei diese Grate alles andere als schmal sind: Wohlhauser findet ganze Welten, wenn er sie auslotet, akribisch, mit immer wieder anderen musikalischen Werkzeugen und einer Hartnäckigkeit, die er auch seinen Hörern aberlangt. Man muss sich vertiefen wollen in diese Musik; nur mal schnell hinhören geht nicht.

Gelernt hat Wohlhauser sein Handwerk unter anderem beim kürzlich verstorbenen Klaus Huber, dem er nun auch seine aktuelle Tournee widmet; die Konzerte verbinden Werke von Huber und Wohlhauser mit solchen von Heinz Holliger und Iannis Xenakis. Und zumindest im Motto ist auch Arnold Schönberg noch dabei: «Kunst ist der Notschrei».

Susanne Kübler

Konzert 24. Februar, 19.30 Uhr, Lavatersaal, St. Peter-Hofstatt 6, Zürich. CD René Wohlhauser: Vocis Imago (Neos)

Simenon-Gipfeltreffen in Zürich

LITERATUR Georges Simenon hat sein Leben zur Legende gemacht, vieles ist aber erfunden. Nun haben sich in Zürich Simenon-Kenner an einem Tisch getroffen.

Wenn zwei der besten Kenner des Werks von Georges Simenon zusammenkommen, dann kann es sein, dass sich liebgeordnete Legenden in Luft auflösen. Etwa die berühmte Geschichte vom Glascontainer, in dem der belgische Autor im Auftrag einer Pariser Zeitung innerhalb von 24 Stunden einen Roman verfassen sollte. Die Aktion platzte, weil die Zeitung vorher pleite ging. Aber bis heute gibt es Leute, die nicht nur fest davon überzeugt sind, sie habe tatsächlich stattgefunden, sondern sogar behaupten, sie seien dabei gewesen.

Pierre Assouline weiss es genau: Es ist eine urbane Legende. Der französische Simenon-Experte, Autor einer umfangreichen Biografie, hält dieses Frühjahr die Gastvorlesung zur französischen Literatur. Er hat das Leben Simenons akribisch aufgearbeitet, dafür sogar dessen Privatarchiv durchforsten dürfen und alle Lebensstationen und Wohnsitze bereist. Dabei hat er manchen Mythos zertrümmert, der vom Autor selbst stammt – zum Beispiel die falsche Diagnose, nach der er nur noch wenige Monate zu leben hätte, worauf er «Pédigrée» verfasst habe, seine Lebensgeschichte. Assouline hat den Arzt aufgestöbert, der die tödliche Krankheit diagnostiziert haben soll. Alles erfunden.

Anderer Geschichten, die wie geflunkert klingen, stimmen da-

gegen. So verlangte die französische Polizei während der deutschen Okkupation von Simenon tatsächlich den Beweis, dass er kein Jude sei und nicht «in Wirklichkeit Simon» heisse. Hier sind die Akten eindeutig.

Dieses und anderes aus seiner biografischen Recherche brachte Assouline den Studenten – und zuvor bei einem Mittagessen einigen Medienvertretern – zu Gehör, und John Simenon, Sohn des Autors und (zusammen mit der Agentur Peters, Fraser und Dunlop) Inhaber der Rechte an dessen Werk, konnte zustimmend nicken.

Simenon Junior hat dem Diogenes Verlag vor einiger Zeit die Rechte am Werk des Vaters entzogen, ein Entscheid, über den er öffentlich nicht reden mochte. Unbestreitbar ist, dass Daniel

Keel ungeheuer viel für Simenon getan, immer wieder neue Übersetzungen und neue Ausgaben vorgelegt hat. Auf deutsch soll Simenons Werk aber künftig im Kampa Verlag erscheinen, einer Zürcher Neugründung, die im Herbst mit 30 Titeln furios starten will. 14 davon werden von Simenon stammen.

Daniel Kampa, der Simenon einst bei Diogenes mitbetreut hat und einige Jahre bei Hoffmann & Campe Verlagsleiter war, ist der

«Auf einer Stufe mit Proust und Joyce.»

Pierre Assouline über Georges Simenon

dritte Simenon-Kenner und -Enthusiast am Tisch. Kampa schwärmt von frühen Erzählungen, die er erstmals auf Deutsch vorlegen will, John Simenon berichtet von unvermindertem, weltweitem Interesse an den «Maigrets» wie den «romans durs», auffällig viele jüngere Leserinnen darunter. Pierre Assouline setzt Simenon gar auf eine Stufe mit Proust und Joyce.

Der Biograf hat alle 200 Romane nicht nur einmal, sondern zweimal gelesen. Da staunt der Simenon-Gelegenheitsleser und nimmt sich vor, mit den Neuauflagen einen tieferen Blick in dieses unüberschaubare Werk zu tun.

Martin Ebel

Pierre Assouline liest jeweils mittwochs 17.15–19 Uhr im ETH-Hauptgebäude E 33.1.

In Kürze

TANZ-AKADEMIE Zürcher auf dem Tanzolymp

Die Tanz-Akademie Zürich hat am internationalen Tanzfestival Tanzolymp in Berlin sechs Medaillen gewonnen. In der Kategorie «Klassischer Tanz» gingen Goldmedaillen an Ryota Kitai und Catarina Pires. Silber erhielt Roman Sennhauser. In «Zeitgenössischer Tanz» belegte Luca D'Amato den ersten Rang. Sebia Plantefève-Castrick und Samory Flury wurden mit der Goldmedaille für ihre Leistung in den modernen Darbietungen ausgezeichnet. sda